PAULA McLAIN

Lese-probe

Hemingway & ich

Roman

MARTHA GELLHORNS GROSSE LIEBE

aufbau

IHRE LIEBE SCHRIEB GESCHICHTE

Als Martha sich haltlos in den zehn Jahre älteren Ernest verliebt, ist sie gerade achtundzwanzig Jahre alt. An seiner Seite legt sie den Grundstein für ihre Karriere. Doch als ihre Anerkennung wächst und Ernest immer größere Erfolge feiert, muss Martha sich entscheiden: Möchte sie die Frau eines weltberühmten Mannes sein oder ihren eigenen Weg gehen?

© akg-images / AP

Teil 1

SCHATTENJAGD

Januar 1936 – März 1937

Erstes Kapitel

Ich war auf Gedeih und Verderb eine geborene Reisende, wollte überall hinkommen und alles sehen. Am deutlichsten erinnere ich mich noch an einen Morgen, als ich fünf oder sechs Jahre alt war und ohne jede Hast oder Schmiererei, sondern mit großer Sorgfalt auf einen Zettel schrieb:

Liebe Mutter, wie hübsch Du bist. Ich finde Dich ganz wunderbar. Leb wohl, Martha.

Ich machte eine Reißzwecke ausfindig, heftete meinen Brief an den oberen Endpfosten des Treppengeländers und marschierte ohne einen einzigen Laut und ohne irgendetwas mitzunehmen zur Haustür hinaus. Zielstrebig schritt ich den Häuserblock hinunter, denn ich hatte alles seit Langem geplant, stahl mich auf den Wagen des Mannes, der uns das

Eis lieferte, und hoffte, weit entfernt von St. Louis, irgendwo draußen in der Welt zu landen.

Während jenes langen Sommertages blieb ich die ganze Zeit über versteckt und freudig erregt. Als blinder Passagier zu reisen, trug zu diesem Gefühl bei, und auch, dass ich heimlich allein fortgegangen war. Noch überzeugender waren jedoch die seltsamen Anblicke, die sich mir durch die Risse im Wagen boten: Fabriken und Viertel und weitläufige Gegenden meiner eigenen Heimatstadt, die ich nie zuvor gesehen oder auch nur erahnt hatte. Ich war glücklich und vergaß sogar meinen Hunger, bis zur Abenddämmerung, als ich einen Blick auf den Forest Park erhaschte und mir bewusst wurde, dass wir lediglich in einem weiten, vertrauten Kreis gefahren waren.

Diese erste allein unternommene Reise war eine Enttäuschung gewesen, dennoch hatte sie die Weichen für mich gestellt. Ich war eine Reisende, und damit war die Sache erledigt. Mit sechsundzwanzig Jahren hatte ich bereits den größten Teil Europas gesehen, war nackt in drei Ozeanen geschwommen und hatte Diplomaten und Bolschewiken die Hand geschüttelt. Das College langweilte mich rasch, also gab ich es auf und beschritt meinen eigenen Weg. Es schien mir unerlässlich, nicht nur in Bewegung zu bleiben und Dinge zu empfinden, sondern auch,

auf eigenen Beinen zu stehen, mein eigenes Leben zu leben und nicht das von irgendjemand anderem.

In jenem Januar 1936 rief mich jedoch meine Mutter zurück nach St. Louis, mit einem Telegramm, in dem stand, mein Vater sei krank. Ich fuhr mit dem Zug dorthin und zerriss unterwegs vor Nervosität das Telegramm in meiner Manteltasche. Seit ich denken konnte, war meine Mutter stets darauf bedacht gewesen, dass niemand ihr jemals eine Sorge anmerkte. Doch selbst in den wenigen hastigen Worten des Telegramms waren ihre Anspannung und ihre Angst spürbar geworden, und ich wusste nicht, in welcher Verfassung ich sie oder meinen Vater vorfinden würde, wusste nicht, ob ich bereit war, meinem Vater gegenüberzutreten, sollte er krank und schwach sein. Mich der Realität zu stellen.

Meine Mutter Edna war stets der Polarstern an meinem Himmel gewesen, und sie war liebenswürdiger als jeder andere Mensch auf der Welt. Sie war herzlich und intelligent und durch und durch gut, und auch wenn sie ihr Leben dem unermüdlichen Kampf für die Frauenrechte gewidmet hatte und jederzeit bereit war, sich für Dinge und Menschen und Ziele einzusetzen, hatten all die Kampagnen und Märsche und öffentlichen Reden sie doch niemals davon abgehalten, eine Mutter zu sein oder eine Ehefrau. Jeden

Abend ließ sie alles stehen und liegen, womit sie sich gerade beschäftigt hatte, sobald sie den Schlüssel meines Vaters in der Tür hörte. Dann eilte sie die Treppe hinunter, um ihn rechtzeitig in Empfang zu nehmen, wenn er hereintrat, seinen grauen Filzhut auf den hölzernen Ständer warf und sie küsste.

Dieses abendliche Ritual war eine zärtliche Geste zwischen ihnen und ihre älteste Gewohnheit. Es schien jedoch zugleich auch ein festgeschriebenes Versprechen für die Zukunft zu sein. Ein Versprechen vollkommener Verlässlichkeit, so weit man voraussehen konnte. Ein Versprechen aller noch folgender Küsse. Ich erinnere mich, dass es mir als Kind so vorkam, als würde es meine Mutter überhaupt keine Mühe kosten, jeden Abend pünktlich vor der Tür zu stehen. Ganz offensichtlich war die Zeit ihre heimliche Verbündete in diesem Arrangement: Sie verlangsamte sich, damit meine Mutter jeden Tag genau dort sein konnte, wann immer die Tür aufschwang. Aber natürlich irrte ich mich. Es kostete sie gewaltige Mühe und auch Willenskraft. Eine Entscheidung und Entschlossenheit. Andere Dinge gerieten ins Wanken, damit sie dort unten an der Treppe sein konnte. Sie gerieten ins Wanken, auch wenn ich niemals sah oder hörte, wie sie fielen.

Mein Vater George Gellhorn war ein berühmter

und geachteter Geburtshelfer mit einer geschäftigen Praxis und Lehrtätigkeiten an zwei Krankenhäusern. Mit der Art und Weise, wie er im Leben stand, war er ein leuchtendes, makelloses Vorbild. Als Vater war er eine Säule, ganz so, als wäre er den Seiten eines George-Eliot-Romans entsprungen. Seine Familie, seine Patientinnen und auch alles andere leitete er mit sanfter Sorgfalt und so präzise wie das Innere eines Schweizer Uhrwerks.

In seinem Arbeitszimmer standen in alphabetischer Reihenfolge tausende Bücher, die Buchrücken in einer perfekten Reihe. Und er hatte sie alle gelesen. Als ich ein Mädchen war, dachte ich, er wüsste alles, was man überhaupt wissen konnte, und er wüsste auch alles über mich. Vielleicht versuchte ich deshalb immer, ihm zu gefallen und seine Anerkennung zu gewinnen, um endlich die Tochter zu sein, die ich voller Verheißungen und Möglichkeiten in seinen Augen aufflackern sah. Vielleicht bestand die größte Schwierigkeit meines Lebens darin, mich mit der Wahrheit abzufinden: Natürlich gab es diese Tochter nicht. Und es konnte sie auch niemals geben.

Von der St. Louis Union Station aus ließ ich mich mit einem Wagen zur McPherson Avenue bringen,

wo ich vor der breiten, glänzenden Tür stehen blieb und mich einen Augenblick lang der Fantasie hingab, wie ich davonlief, statt mich der Sache zu stellen. Als ich das letzte Mal zu Hause gewesen war, hatten mein Vater und ich uns so heftig gestritten, dass ich nicht an seine Worte zurückdenken konnte, ohne zusammenzuzucken. Und nun war er schwerkrank, lag womöglich im Sterben.

Die Tür schwang auf, und dahinter stand meine Mutter und blickte mich an, als hätte ich den Verstand verloren. »Marty! Komm rein. Du holst dir noch den Tod.«

Als sie mich ins Haus zog und in den Arm nahm, erledigte mich allein schon ihr Geruch. Lavendelwasser und Gesichtspuder und gutes Leinen. Sie hielt jeden einzelnen Augenblick meines Lebens in ihren Händen, die zweiwöchentlichen Tänze und Samstagsfrühstücke, ihr Summen zum laufenden Badewasser oder ihr lautes Rezitieren von Reden, an denen sie im Kopf ständig herumfeilte. Mittagspicknicks allein mit ihr in der Nähe des sprudelnden Wasserfalls im Creve Coeur Park, wo ich betete, sie möge niemals sterben.

Und Abende im schwindenden Licht auf unserer Veranda, mit aufgeklappten Büchern auf dem Schoß und an der Fliegengittertür klebenden Motten.

Als ich nun auf demselben purpurroten Teppich-

stück stand, auf dem ich bereits zahllose Murmelspiele gegen meine Brüder verloren hatte, war es, als hätte sich ein Schleusentor geöffnet. All die Strecken, die ich zurückgelegt hatte, um ich selbst sein zu können, zählten hier nichts, wo sich nicht das Geringste jemals änderte. Weder die Möbel aus Mahagoniholz noch die Kunst oder die Bücher in den Regalen. Weder der Eierschalenglanz an den Wänden noch die Beschaffenheit des Lichts, das durch das Buntglasfenster auf dem Treppenabsatz hereinfiel. Dies war das Licht der Kindheit. Ich war in jedem Alter, das ich jemals durchlebt hatte.

»Wie geht es ihm?«, fragte ich, als ich mich wieder gefasst hatte.

»Morgen werden wir mehr wissen.« Ihr Gesicht war angespannt und gezeichnet, und es war schwer, sie anzusehen, und genauso schwer, wegzusehen. Sie war nach wie vor eine bildschöne Frau und würde es auch für immer bleiben. Aber ich konnte sehen, wie sich die Sorgen und die schlaflosen Nächte um die kornblumenblauen Augen und entlang der Kieferpartie eingegraben hatten. Silberne Strähnen ihres Haars hatten sich aus dem Knoten gelöst, den sie stets trug, und ihre marineblaue Hemdbluse war unter ihrer Perlenkette zerknittert.

Ich wollte nicht fragen, ob die Ärzte Krebs erwähnt

hatten, und konnte es aus irgendeinem Grund auch nicht. Das Wort war mir auf dem gesamten Weg von Connecticut hierher nicht aus dem Sinn gegangen, doch ich hielt es einfach in mir verborgen, bleischwer und rasiermesserscharf, während ich ihr stumm in das Zimmer folgte, in dem er ruhte. Den langen Flur hinunter, vorbei an dem Sekretär und dem runden Spiegel, dem schweren Kronleuchter. Jeder dieser altbekannten Gegenstände war stabil, einem Anker gleich, und genau dort, wo er sein sollte. Schräg unter der Treppe stand der Flügel, auf dem verzierten Notenständer lagen die aufgeschlagenen Seiten aus einer von Chopins Nocturnes, obwohl diese seit Jahren von niemandem mehr gespielt worden war, nicht seit mein jüngster Bruder angefangen hatte, in Virginia Medizin zu studieren.

»Kommt Alfred auch?«, fragte ich.

»Ende der Woche, wenn er sich freinehmen kann. Bei ihm haben die Vorlesungen gerade erst wieder begonnen.«

Ich wartete darauf, dass sie George und Walter erwähnte, meine zwei älteren Brüder. Sie lebten beide im Osten, waren verheiratet und hatten kleine Kinder. Sollten sie ebenfalls kommen, dann wäre es wirklich so schlimm, wie ich befürchtete. Aber sie ging einfach weiter.

Oben waren die Kinderzimmer meiner Brüder längst in Gästezimmer umgewandelt worden, während meines im zweiten Stock unter dem Dachvorsprung mit aller Sorgfalt wie eine Zeitkapsel bewahrt worden war. Ich freute mich darauf, mich später dorthin flüchten zu können, aber nun stand ich vor ihm, meinem Vater, der dünner war, als ich ihn jemals gesehen hatte, sein Teint schien vor dem gelben Leinen beinahe grau. Er lag auf ein Kissen gestützt, die Augen geschlossen. Aber er schlief nicht.

Im Telegramm hatte gestanden, er habe schreckliche Magenschmerzen und seine Ärzte wollten ihn operieren. Später würde ich mehr darüber erfahren, wie er jahrelang Dinge vor uns verheimlicht hatte, wie er mit aller Kraft versucht hatte, seine Symptome und seine Schmerzen vor allen zu verbergen, sogar vor meiner Mutter, da er davon ausgegangen war, er werde sterben. Während seines monatelangen Schweigens war sein Zustand ernst geworden.

»Marty ist hier«, rief nun die Stimme meiner Mutter.

Er schlug die Augen auf, und seine Lippen spannten sich über einem Lächeln. »Martha.«

Ich fühlte mich plötzlich ganz klein und so, als wäre ich gleich zweifach vorhanden, einmal als das Mädchen, das ich war, und einmal als das Mädchen, das er stattdessen gern gehabt hätte. Beide liebten ihn,

hatten es jedoch niemals aussprechen können. Denn da war auch Wut, Seite an Seite mit den liebevollen Gefühlen, dem Wunsch, ihn zu verletzen, und dem Wunsch, ihn für immer an mich zu ziehen.

Meine Mutter schob mich nach vorn, auf den Stuhl, der neben sein Bett gestellt worden war, und ging dann hinüber zu einem Platz am Fenster, wo sie ihre Zeitung aufschlug. Ich griff nach seiner Hand, die dünn und von Venen überzogen war, jedoch warm.

Wann hatte ich zum letzten Mal die Hand meines Vaters gehalten?

»Ich werde wieder vollkommen gesund«, verkündete er, ehe ich etwas sagen konnte. »Ich habe die allerbesten Ärzte in St. Louis.«

»Ich dachte, du wärst der beste Arzt in St. Louis.«

Der Scherz war etwas steif, aber mein Vater schenkte mir ein Lächeln, ehe er von einem Krampf durchzuckt wurde. Der Krampf ließ nicht nach und verzerrte sein Gesicht, so dass ich wegschauen musste, egal wohin. Nachdem der Schmerz sich verzogen hatte, lag er schwer atmend da, nahm einen Schluck Wasser und sagte: »Ich habe dein Buch gelesen. Es ist großartig.«

Es lag auf seinem Nachttisch. Das auf schlichtem Papier abgetippte Manuskript meiner letzten Anstrengung, *The Trouble I've Seen*. Ich hatte es ihnen

kurz vor Weihnachten als Geschenk geschickt, obgleich mir diese Entscheidung nicht leichtgefallen war. Er hatte mein erstes Buch, einen Roman, nicht fertiglesen können und hatte mir das auch gesagt und es als vulgär bezeichnet. Ich hatte während meiner Zeit in Europa zwei Jahre lang daran gearbeitet, dann ganz allein einen Verlag dafür gefunden und sogar einen kleinen Vorschuss bekommen. Aber man hätte meinen können, ich hätte einen Handel auf dem Schwarzmarkt abgeschlossen, so wie er seine Enttäuschung in einem langen, leidenschaftlichen Brief darlegte. Meine Figuren seien unmoralisch und frivol. Er wisse nicht, weshalb ich mich mit ihnen abgegeben hätte, wo es doch so viele lohnenswerte Dinge gebe, über die ich schreiben könne. *What Mad Pursuit* begleitete drei Collegestudentinnen bei der verzweifelten Suche nach sich selbst. Sie reisen um die Welt und nehmen Männer mit ins Bett und stecken sich mit Syphilis an und stolpern auf jede erdenkliche Weise durchs Leben – all das überzogen von einem schmutzigen Film aus Einsamkeit. Offensichtlich hatte er auf den Seiten meine eigenen Fehltritte erkannt, auch wenn ich ihm nur hatte zeigen wollen, wie gewitzt meine Dialoge waren und wie erschütternd gut ich das Meer beschrieben hatte.

Ich hatte seinen beißenden Brief wieder und wieder gelesen, vor Wut geschäumt und alle möglichen schlimmen Dinge zurückfauchen wollen. Doch unter meinem Zorn war ich bodenlos verletzt gewesen.

Irgendwann zerknüllte ich die Seiten und warf sie in den Papierkorb, auch wenn das Problem damit nicht gelöst war. Ich trug all seine Worte noch in mir, in einem versteckten Winkel meines brodelnden Herzens, wo sie tickten und rauchten, als könnten sie jeden Augenblick detonieren.

Dieses neue Buch war vollkommen anders, eine Sammlung von Geschichten über Menschen, die von der Depression schwer getroffen worden waren, und ich war es angegangen, um damit gesellschaftlich etwas zu bewirken.

»Hat es dir wirklich gefallen?«, fragte ich ihn nun, ohne mir einen wehleidigen Tonfall ganz verkneifen zu können.

»Vieles davon ist natürlich traurig. Und ich kann mir vorstellen, dass es schwerer werden dürfte, einen Vertrag dafür zu bekommen, nach den Rezensionen, die du für dein letztes Buch erhalten hast.« Er sagte dies ohne jegliche Böswilligkeit, als spräche er etwa über Eier oder Regen. »Aber vielleicht läuft es ja auch gar nicht so.«

»So läuft es tatsächlich, aber ich werde nicht auf-

geben. Ich könnte es nicht ertragen, so lange umsonst gearbeitet zu haben.«

»Natürlich wirst du nicht aufgeben.« Meine Mutter stand auf und trat ans Fußende des Bettes. »Wir Gellhorns geben nicht einfach auf. Im Übrigen finde ich es auch ganz fabelhaft. Du hast diese Figuren wirklich zum Leben erweckt. Sie kamen mir schrecklich real vor.«

»Danke«, hörte ich mich sagen, während ich mit einer Reihe konkurrierender Emotionen zu kämpfen hatte. Ich wollte, dass meine Eltern stolz auf mich waren und mich ernst nahmen. Ich wollte auch, dass es mir gänzlich gleichgültig war, dass ich allein mich vervollständigte und nur meine eigene Anerkennung benötigte. Das war jedenfalls meine Messlatte.

»Wir müssen um Punkt sechs im Krankenhaus sein«, erinnerte uns meine Mutter und bot mir dann ihre Hand an. Ich nahm sie und fühlte mich auf einmal so müde wie niemals zuvor. »Lass deinen Vater nun ausruhen.«

Fünftes Kapitel

In jenem Dezember näherte sich drohend der erste Jahrestag des Todes meines Vaters, und ebenso Weihnachten. Mutter holte die Kiste mit dem zerbrechlichen Weihnachtsbaumschmuck vom Dachboden, brachte es dann jedoch nicht über sich, ihn auszupacken. Das leuchtende Krippenspiel im Forest Park schien zum Leben anderer, glücklicherer Menschen zu gehören, wie auch die paarweisen Schlittschuhläufer auf dem gefrorenen Fluss und alle anderen Zeichen der Jahreszeit. Wir gaben Alfred den Auftrag, einen Ort auf der Landkarte auszuwählen, irgendeinen, solange dort nur die Sonne schien. Dann legten wir ein Kissen auf den besten Sessel direkt neben dem Ofen, wo er immer gern Robert Browning gelesen hatte, und überließen Daddys Geist das Haus, während wir flüchteten. Flüchteten, wie es nur Witwen und Waisen können.

Miami war unser Ziel. Doch gegen Mittag unseres zweiten Tages dort hatten wir die Shuffleboardwettkämpfe und Scharaden bereits satt. Jedes dritte Gericht auf der Lunchkarte unseres Hotels wurde mit Sauce Mornay serviert.

»Es ist nicht besonders aufregend hier, oder?«,

fragte Mutter und betrachtete stirnrunzelnd einen pfeilgeraden und gut geölten Postkartenständer. »Und wir haben nur eine Woche Zeit.«

Ich spürte es auch – dass wir noch nicht weit genug oder schnell genug vorangekommen waren. Dass wir noch nicht richtig entflohen waren.

»Das können wir besser«, schaltete Alfred sich ein, und nicht einmal eine Stunde später hatten wir unsere Sachen aus den nach wie vor aufgeräumten Zimmern geholt, unsere Rechnung beglichen und schleppten unser Gepäck durchs Stadtzentrum bis zum Busbahnhof, wobei wir alle drei endlich glücklich waren und ein Gefühl von Abenteuer verspürten.

Außerhalb der Stadt erschien uns Floridas orangensaftfarbene Sonne noch größer, und die Hitze legte sich wunderbar schwer auf uns. Eine einspurige Straße führte durch Sumpfland und Marschgebiete in Richtung Süden, wie eine riesige Python, die ein Fahrzeug nach dem anderen aus der sich langsam voranschlängelnden Kette verdaute. Die gewundenen Mangroven und Riedgrassümpfe verströmten einen salzigen, erdigen, lebendigen Geruch, während Schilder am Straßenrand pfannenfertige Schildkröten und Grätenfische und ominöse Bibelzitate anpriesen.

In dieser Gegend erschienen beinahe jede Kurve und jeder Winkel anders und geheimnisvoll und so

weit entfernt von zu Hause, wie ich es mir nur vorstellen konnte, und ich konnte mir eine Menge vorstellen.

Drei Stunden später erreichten wir nach reichlich Geholpere und Gepoltere den südlichsten Zipfel des gesamten Landes. Key Träge. Key Planlos. Key Wunderbar West.

Die gesamte Stadt hätte in eine ungewaschene Teetasse hineingepasst, war heißer als irgendetwas sonst und schien im Verfall begriffen. Auf den staubigen Straßen wimmelte es von Hühnern, die jederzeit zum Kampf bereit wirkten, ganz gleich, ob es nun um Brotkrumen oder Kieselsteine ging. Wir fanden ein Hotel in der Petronia Street und gingen dann zu Fuß zum Mallory Square, um ein Eis zu essen und einen unverstellten Blick aufs Meer zu erhaschen. Keins von beidem enttäuschte. Auf dem Weg zurück ins Stadtzentrum kamen wir in der Whitehead Street an dem dicksten, altehrwürdigsten Baum vorbei, den ich je gesehen hatte. Ich wollte ihn am liebsten heiraten, oder vielleicht auch nur für immer in seinem Schattenkreis sitzen, aber Mutter hatte andere Pläne. Ihr klebte das hübsche Haar im Nacken, und sie befand, es sei nun Zeit für Alkohol. Sie schleifte uns weiter, bis zu einer niedrigen, weißgetünchten Kaschemme in einer kleinen Seitenstraße der Duval Street.

Es war mitten am Nachmittag, doch im Inneren der fast leeren Bar war es so dunkel wie in einer Höhle. Sägespäne und Erdnussschalen lagen in nicht mehr ganz frischen Haufen auf dem Fußboden und auf einem Tresen, der aus der Wand herausragte und von einem sich massig dahinter auftürmenden Barkeeper scheinbar an Ort und Stelle gehalten wurde. Sein Name sei Skinner, teilte er uns mit, und wir seien in seiner Conch-Bar willkommen, da er sehen könne, dass wir uns verlaufen und keine Ahnung hätten, worauf wir uns gefasst machen müssten.

Mutter lächelte. »Wir haben uns nicht verlaufen.«

»Und falls doch«, korrigierte ich sie, »dann wollten wir es so.«

Skinner lachte und begann dann, uns aus einem Berg Eissplitter und frischer Limette Daiquiris zu mischen, während ein angegrauter Typ am anderen Ende des Tresens uns von oben bis unten musterte. Ich trug mein schwarzes Baumwollsommerkleid und flache Riemchensandalen, ein Outfit, das mein Haar und meine Waden betonte und dessen Wirkung auf das andere Geschlecht im Allgemeinen nichts zu wünschen übrig ließ. Aber er schien nicht mehr als höfliches Interesse für mich aufzubringen, und ohnehin hörte ich schlagartig auf, über mich selbst nachzudenken, als ich erkannte, wer er war.

Er trug ein zerschlissenes T-Shirt und kurze Hosen, die aus den Tiefen eines Fischbehälters zu stammen schienen. Mit keinem von beiden tat er sich einen Gefallen. Aber er war es. Sein dunkles, fast schwarzes Haar fiel über eins seiner runden Brillengläser mit Drahtgestell. Er erwischte mich dabei, wie ich ihn beobachtete, und für den Bruchteil einer Sekunde trafen sich unsere Blicke, ehe er sich geistesabwesend über den Schnurrbart fuhr und sich wieder dem Stapel Briefe widmete, den er gerade durchging.

Ich sagte kein Wort zu Alfred oder Mutter, gestattete mir lediglich, ihn eine Weile zu betrachten, so wie ein Tourist einen Stadtplan betrachtet. Seine Beine waren braun und muskulös wie die eines Profiboxers. Seine Arme waren ebenfalls gebräunt, seine Brust war breit, und alles an ihm strahlte körperliche Stärke und Gesundheit und eine gewisse animalische Anmut aus. Das Gesamtbild hinterließ einen gewaltigen Eindruck, aber ich hatte nicht vor, hinüberzutrotten und ihm zu gestehen, dass ich eine Fotografie von ihm in meiner Handtasche bei mir trug; sie steckte als Lesezeichen in meinem Kriminalroman. Ich hatte sie aus dem Time Magazine ausgeschnitten, gemeinsam mit dem langen Artikel, den er über den Stierkampf verfasst hatte. Ich wollte nicht hervorstammeln, wie wichtig seine Arbeit für mich sei, oder mich ernied-

rigen, indem ich behauptete, ich sei selbst Schriftstellerin.

Während meiner Zeit am Bryn Mawr College hatte ich in meinem Zimmer im Studentenwohnheim mein Lieblingszitat aus *In einem anderen Land* über den Schreibtisch gepinnt: »Dem Tapferen stößt nie etwas zu.«

Es war als tägliche Erinnerung gedacht, während ich an meinen eigenen Texten arbeitete, und ebenso als Herausforderung, auch wenn ich insgeheim hoffte, dass dem Tapferen tatsächlich alles zustieß. Dass einem das Leben heiß und leuchtend und laut entgegenkam, wenn man sich nur vollkommen hineinstürzte.

In der dunklen, engen Bar versuchte ich, mich irgendwie dazu zu bewegen, ihn anzusprechen. Er war mein Held, und er stand keine sechs Meter von mir entfernt. Dem Tapferen stößt nie etwas zu, dachte ich, zwickte mich und wartete darauf, dass mir irgendetwas Schlaues einfiel, aber nichts schien gut genug zu sein.

Ich schluckte mühsam und ein wenig atemlos, dann wandte ich mich wieder meiner Familie und meinem Daiquiri zu. Der Drink, in dem Eisstückchen trieben, war sauer und stark. Über unseren Köpfen ruckelten die Flügel des Ventilators wie ein langsam schnaufen-

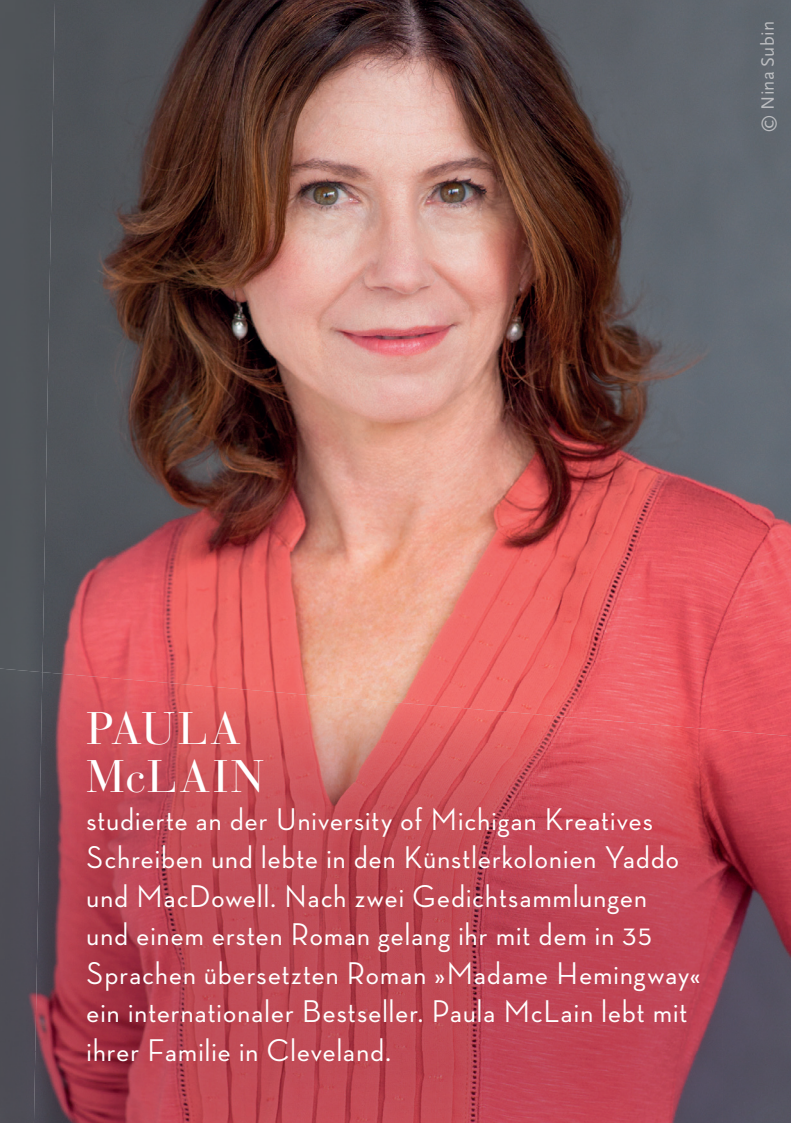
des Tier. Jenseits der geöffneten Tür kämpften zwei Möwen um die Schale einer Miesmuschel. Und Mr Hemingway ignorierte uns weiter und las seine Post, bis Skinner, während er noch mehr Eis für eine zweite Runde zerkleinerte, uns fragte, woher wir kämen.

»St. Louis«, antwortete Mutter stolz.

Das war das Zauberwort. Er erhob sich von seinem Ende des Tresens und kam herüber. »Zwei meiner Ehefrauen sind in St. Louis zur Schule gegangen«, erklärte er Mutter freundlich. »Ich mochte diese Stadt immer.«

ISBN 978-3-351-03745-1
€ 24,00 [D] | € 24,70 [A]

»*Hemingway und ich*« von Paula McLain, übersetzt von Yasemin Dinçer, ist ab 5. Oktober in Ihrer Buchhandlung erhältlich.



© Nina Subin

PAULA McLAIN

studierte an der University of Michigan Kreatives Schreiben und lebte in den Künstlerkolonien Yaddo und MacDowell. Nach zwei Gedichtsammlungen und einem ersten Roman gelang ihr mit dem in 35 Sprachen übersetzten Roman »Madame Hemingway« ein internationaler Bestseller. Paula McLain lebt mit ihrer Familie in Cleveland.

Paula McLains neuer Roman inszeniert die stürmische Beziehung zwischen Ernest Hemingway und seiner dritten Frau Martha Gellhorn und entwirft ein faszinierendes literarisches Panorama, mitreißend und einfühlsam erzählt.

»Paula McLain hat eine unglaubliche Gabe, Figuren zum Leben zu erwecken.«

Jojo Moyes

»Ein bezauberndes Buch über eine Frau, die den Mut besitzt, ihre Träume zu verwirklichen.«

New York Times Book Review